

## Literarische Umschau

OPITZ C., RÖCKELEIN H., SIGNORI G., MARCHAL G. P. (Hrsg.), *Maria in der Welt. Marienverehrung im Kontext der Sozialgeschichte 10.-18. Jahrhundert*. (Clio Lucernensis 2, Veröffentlichungen des Lehrstuhls für Allgemeine und Schweizer Geschichte Luzern), Zürich 1993, 340 Seiten, Abbn. im Text.

Hinter der vom Buchtitel her zunächst etwas farblos wirkenden Publikation verbirgt sich mit insgesamt 16 Beiträgen das wissenschaftliche Ergebnis einer Tagung über Marienverehrung im sozialhistorischen Kontext, abgehalten vom 27.-29. März 1992 von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mehrerer Länder und Disziplinen am Philosophischen Institut der Theologischen Fakultät der Universität Luzern. Dies war die Nachfolge-Tagung einer früheren Veranstaltung in Weingarten 1989, die beabsichtigte, das Thema Marienverehrung aus seinem eher theologischen Korsett zu befreien und als historisches Teilproblem mittelalterlicher Heiligenverehrung zu betrachten. In Luzern sollten in Ergänzung und Vertiefung zu Weingarten Bedeutung und Funktion von Marienkult und -verehrung im gesellschaftlichen Zusammenhang über die Grenzen des Mittelalters hinaus thematisiert werden. Wohltuend ist die Zusammenschau über verschiedene Disziplinen und Fächergrenzen hinweg, getragen von diversen Ansätzen vieler Autoren, deren Verzeichnis (S. 338–340) auch die Vielfalt ihrer Themenbereiche mitliefert. Nur sollte man sich davor hüten, so zu tun, als ob dieser sozialhistorische Ansatz letzter und allerneuester Schrei mit noch nie dagewesenen Einsichten und Ergebnissen wäre.

Die drei großen Hauptgruppen mit I: Marienbilder und Marienleben in Kunst, Literatur und Wissenschaft (21–120), II: Frauen um Maria – Frauen gegen Maria? (121–209) und III: Maria im politischen Kampf (211–337) gliedern die einzelnen, durchaus divergierenden Beiträge bei einer Fülle seltener und ausgefallener Literaturangaben in eine überschaubare Übersichtlichkeit.

In Luzern ging es vor allem darum, die Genese mittelalterlicher Marienbilder und ihre unterschiedlichen Ausgestaltungen unter der Fragestellung zu betrachten, welche Bedeutung und Funktion diese für unterschiedliche soziale Gruppen in Mittelalter und früher Neuzeit hatten bzw. haben konnten. Diese Themen erwachsen aus Fragen wie: Nahm die Jungfrau Maria im Leben frommer Frauen wirklich den Stellenwert ein, den die normativen Erbauungs- und Unterweisungsschriften vorzeichneten? – Welche Berührungspunkte ergaben sich zwischen der traditionsreichen Literatur sogenannter Jungfrauenspiegel und den spätmittelalterlichen Hausbüchern, Erziehungs-traktaten und Frauenpredigten? – Welche Bedeutung kam Reformorden des hohen Mittelalters in der Verbreitung der Marienverehrung zu? – Geriet der ohnehin wenig beachtete Weltklerus dabei nicht zu Unrecht ins Abseits? –

Welche Funktion kam der bald als Jungfrau, bald als Gottesmutter stilisierten Patronin im politischen Denken des Mittelalters zu? – Was bewog Bischöfe, Könige und Städter, ihre Siegel und Banner mit Marias Abbild zu schmücken? – Weshalb taten es ihnen die neu entstandenen Universitäten gleich? – u. a. Derartige Fragen wurden in Blickrichtung Mittelalter und Neuzeit nur begrenzt beantwortet, denn man ließ den Bereich Ostkirche und deren Traditionsstränge weitgehend unberücksichtigt.

Es ist interessant, das Thema „Maria in der Welt“ einmal über die Theologie, Frömmigkeits- und Kunstgeschichte hinaus von der Geschichte, der Kirchen- und Ordensgeschichte, vom Literarhistoriker und der Literaturwissenschaft her durchleuchtet vorzufinden. Die Resultate rechtfertigen eine derartige Zusammenschau, wenngleich frauen- und geschlechtergeschichtliche Fragen im Teil II etwas unausgewogen über ikonographische Fragestellungen dominieren. Monika Leisch-Kiesel (Linz/Donau) widmet sich in ihrer kritischen Betrachtung der künstlerischen Umsetzung von theologischen und mariologischen Lehrsätzen. Ausgangspunkt hinsichtlich der Eva-Maria-Parallele ist deren Gegenüberstellung auf der Hildesheimer Bernwardstüre. Gerade diese zeitliche Abgrenzung zeigt gegen Ernst Guldán eine für die damalige Zeit nicht androzentrisch gedeutete Heilsgeschichte, vielmehr eine auf Gleichrangigkeit hin ausgerichtete Geschlechterbeziehung. Bezüglich des Typus' der sogenannten „Schönen Madonnen“ konstatiert Leisch-Kiesel „eine reduzierte, patriarchale Imagination, dokumentiert als Ausdruck einer sich im späten Mittelalter veränderten Geschlechterbeziehung“. Damit wird das Phänomen der „Schönen Madonnen“ zwar nicht geklärt, es wird ihm aber immerhin neue soziologische Relevanz zuerkannt. Cordula Bischoff (Trier) widmet sich innerhalb der Passionsikonographie der Maria Magdalena hinsichtlich ikonographischer Ausgestaltung in Beweinungs- und Grablebungsszenen. Ein Hinweis gilt hierbei dem unterschiedlichen Rollenmuster von Maria und Magdalena. Einbezogen Mariens Ohnmacht, verwandelt sich Maria als Jesu Mutter zunehmend zur ehrwürdigen trauernden Matrone und Witwe, Magdalena hingegen zur jüngeren Geliebten bzw. „Gattin“. Für Johannes unter dem Kreuz führt dies einerseits zu einer Art Vermännlichung als Stütze und Halt der alten, ohnmächtigen Gottesmutter in ihrer Passivität und weiblichen Schwäche. Der jugendliche Johannes dagegen wächst unter dem Kreuz in seine neue Rolle als stellvertretender Sohn für Maria hinein. Nicht neu sind die Erkenntnisse von Klaus Arnold (Hamburg), wenn er auf spätmittelalterlichen Bruderschaftsaltären mit den Darstellungen der „Hl. Familie“, der „Anna Selbdritt oder Selbviert“ und besonders der „Hl. Sippe“ den Ausdruck neuen humanistischen Familienideals konstatiert mit gleichzeitig sich darin manifestierendem stadtbürgerlichem Selbstverständnis und Repräsentationsbedürfnis, vor allem dann, wenn einzelne Familienmitglieder mit Portraitszügen ausgestattet wurden. Barbara Hoffmann (Kassel) behandelt den Wandel und die Kontinuität spiritueller Vorbilder im protestantischen Bereich radikaler Pietistinnen. Dabei geht sie bis in die frühchristliche Sophienmystik zurück und endet bei den religiös engagierten Frauen des aus-

gehenden 18. Jhs., die es verstanden, sich traditionelle spirituelle Vorbilder anzueignen, welche auf weibliche Göttlichkeit hin tendierten.

Im III. Teil „Marienverehrung“ sieht Klaus Schreiner (Bielefeld), von dem inzwischen (1994) bei Hanser (München-Wien) ein eigenes gewichtiges Marienbuch unter dem Titel „Maria: Jungfrau-Mutter-Herrscherin“, vorliegt, in der Mariengestalt eine Art Integrations- und Legitimationsfigur vor dem Hintergrund jüdischer Polemiken. Maria als ärmliche „Handwerkersgattin“ wandelt sich am Beispiel Esthers zur Königsgattin, und mittels Motiven höfischer Dichtung wird Maria in ihrer „Nobilitas“ auserlesenes Gefäß für ritterlich-aristokratische Identitätsfindung und höfische Selbstdarstellung. In dieselbe Richtung geht auch Hedwig Röckelein (Hamburg) im Zusammenhang mit Zerstörungen oder Zweckentfremdung von Synagogen im Mittelalter. Wenn in einem solchen Gewaltakt allerdings von einem Profit aller sozialen Gruppen einer Stadt (z. B. Regensburg) die Rede ist, dann ist Wallfahrtswesen mitunter auf solchen Voraussetzungen beruhend, nicht nur auf Maria und ihre Kirchen zu beziehen, sondern laut Quellenmaterial auf Hl. Blut- und Salvatorwallfahrten. Einen politischen Akzent bekommt der Marienkult durch Guy Marchal (Luzern) in seinem Beitrag hinsichtlich kriegerischer Auseinandersetzungen und Zerstörungen von Marienkultbildern im „Alten Zürcher Krieg“ Mitte des 15. Jahrhunderts. Die dominierende Rolle des Marienbildes und dessen Schändung scheint eher eine eidgenössische Besonderheit gewesen zu sein. Von besonderem Interesse ist der Beitrag von Katrin Utz (Lausanne), die mittels Gerichts- bzw. Inquisitionsakten aus dem Anfang des 16. Jhs. einen ordensgeschichtlichen Konfliktfall des Berner Dominikanerkonvents aufrollt. Danach versuchten die Dominikaner in betrügerischer Absicht mit Hilfe des visionär begabten Laienbruders Johannes Jetzer gegen die Franziskaner die Lehre von einer in Erbsünde empfangenen Gottesmutter durchzudrücken, was die Initiatoren letztlich mit ihrem Leben bezahlten.

Im Teil I dominiert die Literaturgeschichte mit Beiträgen zur Verkündigung an Maria von Horst Wenzel (Essen), der die thematische Konkurrenz zwischen gesprochenem und geschriebenem Wort in mittelalterlichen Verkündigungsszenen abhandelt und zum Ergebnis gelangt, daß zum späten Mittelalter hin der Erzengel Gabriel seine ursprünglich zentrale Boten- bzw. Vermittlerrolle mehr und mehr einbüßte. Claudia Brinker (Zürich) nimmt sich der volkssprachlichen Marienhymnik und der Marienlobvarianten des sogenannten Pseudo-Gottfried an und gelangt zur Erkenntnis, daß im Schnittpunkt von Marien- und Christuslob Maria geradezu zu einer vierten Person in der Trinität avancierte. Dies belegen auch die jüngsten Arbeiten von Ingrid Flor, z. B. im Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg (1994) anhand einer Marienkrönung des Hans von Judenburg (91–110). Auffallend ist bei den Untersuchungen von Sabine Schmollinsky (München) zu den „Marienleben“ die Tendenz, daß Maria als „Person“ Gefahr läuft, durch ihren Sohn an den Rand gedrängt zu werden. Gerade bei Nikolaus von Clairvaux' Hymnik erfährt Maria als Mutter Parallelisierung mit ihrem Sohn, während die Gebetsliteratur der Zeit sich in erster Linie auf das Leben Jesu kon-

zentriert und die Mutter Maria höchstens an Jesu Göttlichkeit partizipieren läßt. Einen nicht minder wichtigen Beitrag liefert Michael Stolz (Bern) mit divergierenden Deutungsmustern bezüglich Maria und der *Artes liberales*, die auf eine Abgrenzung von Theologie und „Wissenschaft“ abzielen.

Die Vielfalt der Beiträge ist erstaunlich. Nicht alle Themen lassen sich aufzählen. Dennoch sind die außergewöhnlichen und divergierenden Blickrichtungen auf Maria hin überraschend, von großem Interesse und voller Spannung. Daß keine einheitlichen Ergebnisse erzielt werden, liegt nicht an den Frageansätzen, vielmehr an einer Fülle von unterschiedlichen, teils komplementären, teils konkurrierenden Deutungsmöglichkeiten für Maria als Jungfrau und Mutter. Diese erwachsen über Jahrhunderte hin aus den unterschiedlichsten Interessens- und Bedürfnislagen, je nach soziologischem Ansatz aus bürgerlichem oder monastischem Lager heraus. Daß dies nicht einheitlich und geschlossen präsentiert werden konnte, versteht sich bei der Vielfalt der Orden und Kongregationen und wegen der Komplexität der bürgerlichen Gesellschaft hinsichtlich Zeit und Lokalisierung. Auffallend ist die Erkenntnis, daß Maria in religiösen Frauenbewegungen ab dem Mittelalter als Identifikationsfigur nicht die bisher vermutete große Resonanz erfahren hat. Der Grund dafür ist, daß Maria von männlicher Seite den Frauen „zum Vorbild gesetzt wurde“; die Mariennachfolge als „Haushälterin Gottes“ und „*Ancilla Domini*“ forderte Ein- und Unterordnung, eine Haltung, die nach einer mystischen Phase in mittelalterlichen Nonnenkonventen durch berechtigtes Selbstbewußtsein und Eigenständigkeit ersetzt wurde. Das manifestierte auch jüngst die Ausstellung „*Le Jardin clos de l'ame, L'imaginaire des religieuses dans les Pays-Bas du Sud, depuis le 13<sup>e</sup> siècle*“ von Paul Vandebroek im Palais des Beaux-Arts von Brüssel (25. Februar - 22. Mai 1994).

Wenn infolge einer fokussierenden Blickrichtung auf das Marienthema im vorliegenden Band auch wiederholt von markanten Herrschaftsinteressen die Rede ist, mag dies in solcher Massierung zunächst befremdlich wirken. Im gegebenen Fall war allerdings beabsichtigt, anhand unterschiedlich ausgerichteter Marienbilder primär zu weiterführenden Reflexionen über den gesellschaftlichen Umgang hinaus mit religiösen Symbolen anzuregen und unreflektiert tradierte Epochenbilder einmal kritisch zu überdenken. Wie Claudia Opitz und Gabriela Signori im Einleitungskapitel „*Metamorphosen einer Heiligen*“ (11–20) betonen, sollte eine Sensibilisierung für Widersprüche im gesellschaftlichen Umgang mit Sakralem erfolgen. Solche Widersprüche rekrutieren sich aus den unterschiedlichsten Trägergruppen gesellschaftlicher Formationen und aus Gegenüberstellungen von Norm und Praxis sowie Text und Bild. Gelegentlich scheinen in den Anmerkungen Ungenauigkeiten auf, wenn z. B. in Anmerkung 13 (S. 19) Mechthild Lemberg als Limberg angeführt ist. Schade, daß vorliegende Publikation zu wenig bekannt und präsent ist, auch wenn die Ansätze zunächst etwas eingengt oder einseitig erscheinen. Die Ergebnisse solcher Sichtweisen verdienen es hervorgehoben zu werden, machen die Lektüre spannend und geben Anregungen zu neuen Fragestellungen über die traditionelle Mariologie hinaus, in die – gleich der neuen

Christologie – dank interdisziplinärer und unorthodoxer Überlegungen und Neuansätze wieder Lebendigkeit einkehrt.

Gregor Lechner OSB

Göttweig

BUTZBACH J., *Odeporicon*. Eine Autobiographie aus dem Jahre 1506. (lat.-dt.) Eingel., übers. und kommentiert v. A. Beriger, Weinheim 1991. 499 Seiten, Ln., 15 Abbn. sw.

Die Abfassung und Veröffentlichung autobiographischer Literatur sowie die darauf folgende philosophische und literaturwissenschaftliche Forschung hat in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert einen großen Aufschwung genommen und einen beachtlichen Umfang erreicht (vgl. Günter Niggel (Hrsg.), *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, Darmstadt 1989). Wilhelm Dilthey hat als erster die Bedeutung der Gattung „Autobiographie“ für die Erforschung der Struktur des menschlichen Seelenlebens erkannt: „Die Selbstbiographie ist die höchste und am meisten instruktive Form, in welcher uns das Verstehen des Lebens entgegentritt. ... Die Selbstbiographie ist nur die zu schriftstellerischem Ausdruck gebrachte Selbstbesinnung des Menschen über seinen Lebenslauf“ (Dilthey, *Ges. Schriften VII*, 199–202). Diese Überlegungen haben z. B. Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn und Alfred Döblin aufgegriffen und ausgearbeitet (vgl. Michael Jäger, *Autobiographie und Geschichte*, Stuttgart: Metzler, 1995). Das Selbstbewußtsein und die Selbstwahrnehmung eines Autors zeichnet sich ab in der Auswahl und Darstellungsweise seiner Lebensgeschichte. Die Auswahl beruht wesentlich auf dem leitenden Interesse, welches die aktuelle Gegenwart des Autors am Ergebnis der Entwicklung seiner Lebensgeschichte hat. Das Interesse ist immer von einem Gesichtspunkt her bestimmt und durch eine Norm geleitet. Die Auswahl aus der Fülle des Gegebenen gründet somit auf einer Wertbeziehung des Autors zu einzelnen Stationen seines Lebens (vgl. Martin Heidegger, *Frühe Schriften*, 369).

Diese allgemeinen Kennzeichen einer Autobiographie bestätigen sich insbesondere im „*Odeporicon*“ des Benediktiners Johannes Butzbach (1477–1516), das von Andreas Beriger herausgegeben und damit erstmals überhaupt zugänglich gemacht wurde. Das „*Odeporicon*“ (= *Itinerarium*, entstanden 1506) erzählt die bewegten Kindheits- und Jugendjahre, die Butzbach vor seinem Eintritt in die Benediktinerabtei Maria Laach im Dezember 1500 durchlebt hat. „Bei Butzbach liegt der Fall so, daß er uns über die Zeit von seiner Geburt an bis zum Eintritt ins Kloster Laach gut informiert, denn diesen Zeitraum stellt er in seinem *Odeporicon* dar. ... Über die Zeit von 1500 bis zu seinem Tode dagegen können nur auf recht mühseligen Umwegen Informationen aufgetrieben werden. Fast, als ob mit seinem Eintritt ins Kloster, mit seiner weltlichen Existenz auch seine Erfahrungen aufhörten. ... Es gehört frei-